

# „Ist aber all dies kostbare Blut nicht umsonst geflossen?“ Schöntaler Seminaristen und der Erste Weltkrieg<sup>1</sup>

von REINHARD ILG

Thomas Mann lässt den Leser seines 1924 erschienenen Romans „Der Zauberberg“ wissen, dass die Geschichte, die erzählt wird, „sozusagen schon ganz mit historischem Edelrost überzogen und unbedingt in der Zeitform der tiefsten Vergangenheit vorzutragen“ sei. Ihre „hochgradige Verflossenheit“, ihr tiefer „Vergangenheitscharakter“ rühre daher, „daß sie *vor* einer gewissen, Leben und Bewußtsein tief zerklüftenden Wende und Grenze spielt“, nämlich „in den alten Tagen, der Welt vor dem großen Kriege“<sup>2</sup>. Unstrittig stellt der Erste Weltkrieg, der sich wie nur wenige Ereignisse in das kollektive Gedächtnis der Menschen eingegraben hat, eine tiefe Zäsur dar. Das Diktum des US-amerikanischen Diplomaten George F. Kennan vom Ersten Weltkrieg als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ mag zum Klischee geronnen sein, doch im Kern behält diese Einschätzung weiterhin Gültigkeit.

Wie begegneten Schöntaler Seminaristen und ihre Lehrer der Realität des Krieges, wie gingen sie mit Krisensituationen und Kriegserfahrungen um, und welche Sinnstiftungs- und Deutungsmuster schlugen sich im inner- und außerschulischen Diskurs, aber auch in symbolischen und ästhetischen Repräsentationen nieder? Gab es Brüche in Meinung, Haltung, Habitus, die auf den Krieg zurückzuführen sind? Und umgekehrt: Wurden vorhandene mentale Dispositionen durch den Krieg stabilisiert, vielleicht sogar verstärkt?

Das sind Fragen, auf die im Folgenden Antwort zu geben versucht wird.

Vorab einige Worte zum Seminar Schöntal und seiner Geschichte: Seit dem Jahre 1163 – vielleicht sogar schon länger – trägt das Zisterzienserkloster die lateinische Bezeichnung *Speciosa Vallis*, die dann zu *Schonental* verdeutscht wurde<sup>3</sup>. 1802 wurde das Kloster dem damaligen Herzogtum Württemberg zuge-

1 Beim vorliegenden Aufsatz handelt es sich um eine Zusammenstellung ausgewählter Passagen meiner derzeit im Druck befindlichen Dissertation: Reinhard Ilg: Bedrohte Bildung – bedrohte Nation? Mentalitätsgeschichtliche Studie zu humanistischen Schulen in Württemberg zwischen Reichsgründung und Weimarer Republik. Stuttgart 2015.

2 Thomas Mann: Der Zauberberg. Frankfurt am Main 1974, S. 9f.

3 Vgl. Heribert Hummel: 825 Jahre Kloster Schöntal. 1157-1982. Hrsg. Vom Bildungshaus Klos-

schlagen. Die Säkularisation setzte seiner fast 650 Jahre währenden Geschichte als reichsunmittelbarer Abtei – also einem zwar kleinen, aber doch eigenständigen Territorium – ein jähes Ende. Zunächst bildete Schöntal ein eigenes württembergisches Oberamt, doch wurde dieses schon bald in das nahe Künzelsau verlegt<sup>4</sup>. Die barocke Klosteranlage wurde 1807 zur katholischen Pfarrkirche bestimmt. In den Abt- und Konventbauten richtete man 1810 auf Geheiß König Friedrichs von Württemberg ein niederes evangelisch-theologisches Seminar ein. Schöntal war damit neben Maulbronn, Urach und Blaubeuren einer von vier Orten, an denen das Königreich Württemberg „Pflanzstätten“ für den evangelischen Pfarrernachwuchs – renommierte humanistische Schulen mit Internat – unterhielt, deren Absolventen im Idealfall ans Tübinger Stift wechselten, um ein Studium der evangelischen Theologie anzuschließen. Das Seminar Schöntal wurde – wie das Seminar Urach – Mitte der 1970er-Jahre aufgelöst, Maulbronn und Blaubeuren bestehen bis heute als Seminare fort. Seit 1979 befindet sich in der Schöntaler Klosteranlage ein von der Diözese Rottenburg-Stuttgart eingerichtetes Bildungshaus<sup>5</sup>.

Bei einer Analyse der Schöntaler Quellen zum Ersten Weltkrieg ist zu berücksichtigen, dass das, was öffentlich bzw. im schulischen Kontext geäußert wurde, dem reglementierenden Zugriff der Behörden unterlag. Im Bewusstsein um die Multiplikatorenfunktion der Lehrerschaft achteten diese penibel darauf, keine falsche „Stimmung“ entstehen zu lassen. Von den Lehrern wurde erwartet, *daß sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit durch persönliches Vorbild, durch persönliche Einwirkung oder in sonstiger geeigneter Weise mit Wort und Schrift auf eine Stimmung hinwirken, die ohne Ueberhebung und Maßlosigkeit der Kraft und der Würde unseres Volkes entspricht [...]*<sup>6</sup>.

So lässt sich an den Lehrern und Schülern der evangelischen Seminare das Kriegserlebnis „von unten“, aber auch die „von oben“ erwünschte Meinungsgenerierung und Meinungsmultiplizierung untersuchen, denn sie waren sowohl Opfer – daran erinnern nicht zuletzt die Gefallenen unter ihnen – als auch Transmissionsriemen der staatlichen Meinungsmaschinerie, Multiplikatoren einer verhängnisvollen Ästhetisierung und Bagatellisierung des Krieges. In dieser eigentümlichen Doppelrolle verkörpern sie „Volk“ und „Elite“ gleichermaßen<sup>7</sup>.

ter Schöntal. Tauberbischofsheim 1980, S. 16: Solche Namensbildungen sind bei Zisterzienserklöstern fast regelmäßig anzutreffen; Beispiele dafür sind die nahegelegenen Klöster Gnadental und Seligental, ebenso Heiligkreuztal bei Riedlingen. Nicht auszuschließen ist, dass man sich bei der Wahl des Namens *Speciosa Vallis* am 15. französischen Zisterzienserklöster Bellevaux orientiert.

4 Zu den näheren Umständen ebd., S. 100-102.

5 Vgl. Hermann Ehmer: Die Seminare nach dem zweiten Weltkrieg. In: Hermann Ehmer / Martin Klumpp / Ulrich Ott (Hg.): Evangelische Klosterschulen und Seminare in Württemberg (1556-2006). Stuttgart 2006, S. 133.

6 K. Ministerialabteilung für die höheren Schulen an die Schulvorstände und Vorsteherämter der höheren Schulen, Stuttgart, den 27. September 1918, masch., in: LKAS (Landeskirchliches Archiv Stuttgart), C9/237.

7 Vgl. Gerd Krumeich: „Gott mit uns“? Der Erste Weltkrieg als Religionskrieg. In: Ders./Hartmut

Für das Seminar Schöntal liegen – ähnlich wie für die drei anderen niederen evangelisch-theologischen Seminare in Urach, Maulbronn und Blaubeuren – für die Zeit unmittelbar vor bzw. nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs nur wenig Quellen vor, die einen Eindruck von der Stimmung im Juli und August 1914 vermitteln könnten.

Der ausgesprochen magere Quellenbefund will nicht recht zur Tatsache passen, dass sich gerade protestantische Theologen von Beginn des Krieges an reichsweit in den Dienst nationaler und kriegerischer Propaganda gestellt haben. Als Beleg dafür, dass auch die evangelischen Seminare von Kriegsbegeisterung ergriffen waren und somit auf einer Linie mit dem lagen, was für die damalige akademische Jugend gemeinhin als typisch gilt, belegen Quellen, die aus späteren Phasen des Krieges stammen: Nachdem der Krieg sein wahres Gesicht zu erkennen gegeben hatte, erinnerte man sich fast wehmütig an die in den Augusttagen 1914 empfundene Begeisterung, wobei man aus der Retrospektive geneigt war, diese als jugendliche Naivität abzutun.

### Kriegsbriefe von Seminaristen

Ergiebiger als für die Phase unmittelbar vor bzw. bei Kriegsbeginn stellt sich die Quellenlage für die Kriegsjahre selbst dar. Da Schöntal seit 1873 als unteres Seminar die beiden jüngeren Jahrgänge der Seminaristen aufnahm, um diese dann für zwei weitere Jahre nach Urach zu schicken (die „Maulbronner“ hingegen kamen nach Blaubeuren)<sup>8</sup>, werden im Folgenden auch Uracher Quellen berücksichtigt, waren doch die meisten Uracher Seminaristen ehemalige „Schöntaler“. Überdies gaben beide Seminare eine gemeinsame Kriegszeitung heraus. In der zum Uracher Seminarjubiläum erschienenen Festschrift von 1920 zitierte Ephorus Dr. Johannes Eitle im Kapitel „Zeitgeschichtliches“ aus Feldpostbriefen ehemaliger Seminaristen, z. B. von Karl Lang, Angehöriger der Uracher Seminarpromotion 1908/10, jetzt Leutnant der Reserve und Kompanieführer im Infanterie-Regiment Nr. 125. Nachdem Lang im Frühjahr 1916 zur zweiten theologischen Dienstprüfung aufgefordert worden war, schrieb er an seinen Vater, einen Pfarrer in Sulzgries bei Eßlingen:

*Lehmann* (Hg.): „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2000, S. 273: Die Weltkriegsforschung hat nach den bis vor kurzem noch schwerpunktmäßig betriebenen Volkskultur-Fragestellungen in letzter Zeit wieder verstärkt die Eliten-Kultur in den Blick genommen. Krumeich spricht in diesem Zusammenhang von einer „vielversprechende[n] Re-Balancierung“, weil „dem eher passiven Kriegserlebnis ‚von unten‘ nun wieder auf neue Weise die Ebene der kulturellen und ideologischen Formierung zur Seite gestellt werden kann, d.h. insbesondere der Prozeß der ideologischen Ausrichtung der ‚Heimatfront‘“.

<sup>8</sup> Zu den Hintergründen des am 29. März 1873 ergangenen Erlasses der Oberstudienbehörde s. Programm des königlich württembergischen evangelisch-theologischen Seminars Schöntal. Schulnachrichten über den zweijährigen Kurs von 1872 bis 1874. Tübingen 1874. S. 3-4 (Exemplar: Universitätsbibliothek Tübingen (UBTü) L XIII/76).

*Ich bin jeden Tag von neuem dankbar, daß ich mit der Tat zeigen darf, wie lieb mir mein deutsches Vaterland ist, daß ich auf einem Posten stehe, wie ich mir keinen besseren wünschen könnte. Einen verantwortlichen Posten zu haben, ist etwas Herrliches; da wächst der Mensch mit seinem größeren Zwecke. Ich bin jetzt Soldat mit Leib und Seele. Meine Aufgabe ist, als Soldat meine Pflicht zu tun, mich körperlich und geistig auf Kriegsstärke zu erhalten; das füllt mich und meine Zeit völlig aus. Wollte ich nebenher noch theologische Arbeit tun, so geschähe es auf Kosten des Dienstes. Es sind jetzt 20 Monate her, daß ich von Tübingen weg in den Krieg gezogen bin. Was ich seitdem erlebt, kommt mir so lang vor als alle Friedensjahre zusammen. Aber doch blicke ich mit Freude und Stolz auf meine Seminar- und Stiftserziehung zurück; ihr verdanke ich die großen Gesichtspunkte, die man bei den nüchternen Kleinigkeiten, aus denen sich der militärische Dienst zusammensetzt, so leicht verliert, die man aber nie verlieren darf. Wenn ich an meine Promotion denke – daß das Kantische ‚Du sollst‘ in ihnen lebte, haben viele, viele darunter durch die Treue bis in den Tod bewiesen<sup>9</sup>.*

Das völlige Aufgehen im Dienst als Soldat, hingebungsvolle Vaterlandsliebe und ein strenger Pflichtbegriff sind durchaus übliche Selbstcharakterisierungen. Bemerkenswert ist jedoch, dass diese Eigenschaften ausdrücklich auf die Bildungs- und Sozialisationsinstanzen Seminar und Tübinger Stift zurückgeführt wurden. Nach eigener Einschätzung verdankte der Soldat Lang ebenso wie viele seiner ehemaligen Mitsenaristen und Kommilitonen diesen Institutionen die rechte Werteordnung und Lebenseinstellung.

Ephorus Eitle zitierte aus einem weiteren Brief, den Lang am 2. Juni 1916 an seinen Vater gerichtet hatte, „zwei Stunden, ehe er beim Sturm auf die Höhe 60 vor Ypern fiel“. Den wahrscheinlichen Tod unmittelbar vor Augen, fantasierte er vom eigenen Sterben, das er bewusst in unübersehbare Nähe zum Gethsemane- bzw. Golgatha-Geschehen rückte:

*Um 3 Uhr 7 Minuten nachmittags stürmen wir.<sup>10</sup> Mit einem „Dein Wille geschehe!“ im Gedenken an euch und das teure Vaterland werde ich aus dem Graben springen; ’s war mir dabei immer eigenartig feierlich zu Mute: alles Schöne, was ich gehabt, zieht an mir vorüber, und das Leben erscheint einem als etwas Herrliches; und doch hat der Gedanke an den Tod nichts Schreckhaftes. Eben daß man, dieses Leben wegzugeben, jeden Augenblick bereit ist, das ist es, was einem Menschen seinen inneren Wert gibt. Stolz, aber kein Hochmut, mit dem*

9 Johannes Eitle: Das Evangelisch-theologische Seminar in Urach von 1818 bis 1920. Tübingen 1920, S. 77 f.

10 Drei Uhr nachmittags gilt als die Todesstunde Jesu. – Vgl. Annette Becker: Religion. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich / Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Aktual. und erw. Studienausgabe. Paderborn u.a. 2009, S. 195: „Der Krieg wurde zu einem großen Karfreitag, die Front zum Berg Golgatha.“

*sich das „Herr, in Deine Hände befehle ich mich“ wohl vereinigen läßt. Für eine große Sache fallen, ist ein schöner Tod, und Gott wird mich, wenn ich so falle – bitte ich ihn – in Gnaden annehmen [...] Und ich bitte ihn, daß er mir heute Kraft schenkt, daß ich nicht versage und das Vertrauen meiner Leute nicht täusche: Ums Leben bitte ich nicht; nur einen menschlichen Wunsch habe ich: den Kelch des zum Krüppel Geschossenwerdens laß an mir vorübergehen! Doch nicht, wie ich will, sondern wie Du willst! [...] Ich hab ein schönes Leben gehabt, sorgenlos und mit viel Sonne darin. Noch unenttäuscht und noch wenig angekränkt vom Dasein gehe ich aus meinem schönen Leben von seiner Höhe herab [...]. Grüßt alle meine Freunde und Verwandten! Und dann auf Wiedersehen in einem andern Leben! Gott schütze unser teures Vaterland!<sup>11</sup>*

Der Theologiestudent Lang bediente sich der letzten Worte Jesu, mit denen dieser in Zwiesprache mit dem Vater seinen Tod annimmt und somit nach christlicher Vorstellung zum Erlöser der Menschheit wird. Dies zeigt, wie sehr man die eigene Situation mit der Passionsgeschichte in Verbindung brachte. Die überlieferten Briefstellen belegen eindrucksvoll, wie in den bangen Momenten vor dem Sturm die tödlichen Gefahren des Krieges nicht bloß – wie so oft – im Lichte einer pauschal-religiösen, sondern einer ausdrücklich heilsgeschichtlich gestützten Sinngebung zu bewältigen versucht wurden<sup>12</sup>. Heilsgeschichtlich inspirierte Sinngebungsversuche bezogen sich also nicht nur auf den „Weltenbrand“ als überpersönliches Ereignis, das die christliche Botschaft mit dem Schicksal der deutschen Nation verknüpfte, sondern auch auf das individuelle Schicksal des einzelnen Soldaten, sein Leiden und Sterben. Mit der Parallelsetzung von Kreuzestod und Tod auf dem Schlachtfeld vollzog der Soldat in seinem Sterben fürs Vaterland in gewissem Sinne den Erlösertod Christi nach<sup>13</sup>.

Neben der Feldpost boten die an allen Seminaren erscheinenden Kriegszeitungen ein Forum, um Nachrichten zwischen Front und Heimat auszutauschen<sup>14</sup>. Die Zeitung der Kriegspromotion Schöntal/Urach 1914/1918 vom November 1918<sup>15</sup> ist ganz dem Gedenken an einen gefallenen Mitschüler, August Braun, gewidmet. Sie enthält Gedichte – die meisten aus der Feder Brauns –, Erinnerun-

11 Eitle (wie Anm. 9), S. 78.

12 Vgl. relativierend Wolfgang J. Mommsen: Die nationalgeschichtliche Umdeutung der christlichen Botschaft im Ersten Weltkrieg. In: Gerd Krumeich / Hartmut Lehmann (Hg.): „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2000, S. 254 f.

13 Vgl. das Zitat aus der Predigt des Neutestamentlers Hans Windisch bei Wilhelm Pressel: Die Kriegspredigt 1914-1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands. Göttingen 1967, S. 166 f.: „Wer im Kampf stirbt, der stirbt in dem Herrn; denn er hat sein leiblich Wohl unter das Wohl des Volkes untergeordnet und hat sein Leben für die Seinen hingeopfert.“

14 Zur Problematik der Zensur bzw. der Auswahl des Materials: Bernd Ulrich: Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg – Bedeutung und Zensur. In: Peter Knoch (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung. Stuttgart 1989, S. 40-83.

15 Zeitung der Kriegspromotion Schöntal/Urach 1914/1918, Nr. 3, November 1918, hs., in: LKAS C9/337.

gen, Auszüge aus Briefen und vor allem eine Abschiedsrede, die Braun, nachdem er zusammen mit sieben weiteren Seminaristen eingerückt war, am 17. Juli 1917 hielt – also genau ein Jahr vor seinem Tod, sofern die Übereinstimmung im Datum keine von der Zeitungsredaktion bewusst arrangierte Zahlensymbolik war:

*Noch kein Jahr ist verflossen, seit Urachs grüne Wälder, diese stolzen Berge und sonnbeglänzten Felsen und dieses Hauses alte, vom Hauch der Zeit geschwärzte Mauern mit ihren lieben, freundlich-hellen Blumen uns zum ersten Mal begrüßt. So still und friedlich lag damals unser Tal im Glanze der Septembersonne da – und fern im Westen und im Osten und im Süden, da standen unsere Brüder und rangen und bluteten und starben [...]. Es war trotz all des friedvollen Sonnenscheins Krieg – Krieg. Und noch ist Krieg. Er ist unserer Jugend Begleiter geworden. Im Krieg verließen wir zum ersten Mal das Elternhaus und zogen hinaus in die Fremde, im Krieg verlebten wir unsere zwei Jahre im stillen, trauten Schöntal, im Krieg kamen wir nach Urach und im Krieg scheiden wir von hier<sup>16</sup>.*

August Braun beschwor in seiner Rede die Heimat als heile Gegenwelt, sah jedoch auf der anderen Seite davon ab, die Realität des Krieges näher zu schildern. In der Gegenüberstellung von heimatlichem Idyll und unspezifischem Kriegserlebnis erfahren Opferbereitschaft und Todesverachtung eine pathetische Stilisierung, ja Ästhetisierung. Braun differenzierte zwischen der Augustbegeisterung, die er als jugenhafte Naivität belächelte, und der jetzigen Haltung zum Krieg, die von Erfahrung und Realitätskenntnis geprägt sei:

*Ach! wie gerne wären wir damals, in jenen herrlich-großen Augusttagen, mit hinausgeeilt in den Kampf; aber damals waren wir noch so jung! Ja, wir waren so jung, daß unsere stürmischen, wilden Herzen wünschten, der Krieg solle doch auch uns noch mitnehmen, er solle doch warten, bis auch wir ihm in die ersehnten Arme eilen könnten.*

*Und wir träumten und träumten... und dachten es uns so herrlich schön [...]. Aber dann erwachten wir wieder und sagten zu uns selber: „Ach! Das ist doch alles Unsinn!“ – Und wir schickten uns drein und saßen auf unseren Schulbänken und lernten [...].*

*Die Zeit verrann [...]. Doch der Krieg ging fort und fort; und aus dem jugendlichen Träumen stieg allmählich die Wirklichkeit empor. Jetzt packt uns der Krieg mit seiner gewaltigen Faust. – Jetzt sind wir älter und tiefer geworden. Jetzt schauen unsere Augen anders. Wir haben so vieles gehört, gesehen, erlebt!*

16 Zeitung der Kriegspromotion Schöntal/Urach 1914/1918, Nr. 3, November 1918, hs., in: LKAS C9/337, darin: August Braun: Rede beim Abschied der acht einrückenden Seminaristen des Jahrgangs 1899, S. 6.

– *Aber noch brennt in unseren Herzen ein glühendes Feuer; doch dieses Feuer ist gereinigt, veredelt. Damals hätten wir uns nicht nur für Heimat und Vaterland, sondern auch für den Krieg selber in den Krieg gestürzt. Das tun wir heute nicht mehr. Mit zu erschreckender Furchtbarkeit haben wir es erlebt, was der Krieg für ein Ungeheuer ist. Nein, ein heiliges Feuer ist er, das uns durchglüht!*<sup>17</sup>

Aufgrund der mittel- und unmittelbaren Konfrontation mit dem Krieg war die anfängliche Begeisterung einem pragmatisch kalkulierenden Utilitarismus gewichen: Jetzt wurde der Krieg nicht mehr seiner selbst wegen bejubelt, sondern allenfalls als notwendiges Mittel zum Zweck gebilligt:

*Für unsere goldenen Fluren und lachenden Felder, für diese grünen Wälder und lieblichen Täler, für diese stolzen Berge und mächtigen Felsen, wie sie hier uns umgeben, und für diese lieben Menschen, deren Liebe und Treue wir täglich verspüren, für unsere Heimat, für unsere Schwestern und Brüder, für unser großes Vaterland geben wir unsere blühende Jugend dem Krieg in die Hand!*<sup>18</sup>

Die Bezeichnung des Krieges als *heiliges Feuer*, [...] *das uns durchglüht*, relativiert sich dadurch, dass Braun ihn im Satz zuvor ein *Ungeheuer* nannte. Es muss offen bleiben, ob der 18-jährige Redner sich der Wirkungsmöglichkeit dieser rhetorisch verpackten Selbstverbesserung (sinngemäß: *Der Krieg ist ein Ungeheuer – nein, ein heiliges Feuer*) bewusst war. Unverkennbar ist, dass Äußerungen wie diese immer mehr zu Pflichtübungen geworden waren, die sich als kaum entwirrbares Knäuel aus offiziöser Opferrhetorik und Beteuerung ungebrochener Vaterlandsliebe, verzweifelt wirkender Selbstermutigung und mal pathetischer, mal resignierter Schicksalsergebenheit darstellen.

Dass junge Männer wie Braun als Multiplikatoren ihres eigenen Verhängnisses fungierten, indem sie Jüngere zum selben Opfergang ermutigten, den sie zu gehen im Begriff waren, macht ihr kurzes Leben doppelt tragisch:

*Und nun Ihr, unsere lieben Kameraden! Ach! Ihr ginget so gerne mit uns fort! Aber Ihr müßt noch bleiben und warten, und wenn der Krieg im nächsten Frühjahr immer noch tobt und unzählige Leben verschlingt [...], dann dürft Ihr uns folgen. Wir wollen es lieber nicht wünschen; aber freilich, da sind die Gefühle eben immer etwas gespalten. – Drei Jahre lebten und freuten wir uns mit einander, und nun trennt uns der Krieg, vielleicht für lange Zeit [...] vielleicht für immer [...]*<sup>19</sup>.

17 Ebd., S. 6 f.

18 Ebd., S. 7 f.

19 Ebd., S. 11.



Die spürbare Angst vor dem Krieg scheint Braun „das Herz geöffnet“ zu haben und ließ ihn seine Gefühle gegenüber den ehemaligen Mitschülern ungewöhnlich offen mitteilen:

*Doch im Geiste wollen wir fernerhin manchmal beieinander weilen! Wenn wir abends nach dem Dienste Ruhe haben, dann werden unsere Gedanken auch zu Euch hinfliegen, und dann werden tausend Erinnerungen in uns erwachen [...]. Und wenn Ihr an langen Winterabenden in warmer Stube um den Ofen sitzt – wie wir so manchmal getan – und wenn die Lampen gelöscht sind, und nur die rote Glut des Ofenfeuers das Dunkel träumerisch erhellt [...] und wenn Ihr dann Lieder singt, wie voriges Jahr, und sinnend in die roten Gluten schaut [...], dann denkt Ihr auch an uns! Und Ihr schreibt uns manchmal ein Brieflein, und wir schreiben auch eins. Es kostet bei der Feldpost gar nichts! [...] Gelt, Ihr lieben Kameraden, so wollen wir einander treu verbunden bleiben. [...] Wir sind so jung! Wir haben Mut und Glut und tiefste Vaterlandsliebe: Wir wissen: es gilt! und wir fürchten uns nicht! Nicht aus schwachem und klagendem, aber aus warmem Herzen kommt unser Lebewohl<sup>20</sup>.*

Seit den verlustreichen Kämpfen im Jahre 1916 war es zunehmend schwierig geworden, den Krieg als Teil eines göttlichen Heilsplanes zu deuten, an dessen Ende eine bessere Gesellschaft und eine große politische Zukunft für Deutschland steht. Umso mehr war eine Rhetorik des Durchhaltens gefragt<sup>21</sup>. In Brauns Äußerungen verband sich das Motiv des Durchhaltens jedoch mit – kaum ausgesprochenen – Elementen der Verzagtheit.

Ein Seminarist namens Zinßer verfasste für die Kriegszeitung einen eben diesem gefallenen Freund August Braun gewidmeten Aufsatz. Es finden sich darin die üblichen Topoi des Gefallenengedenkens – etwa der, wonach es vor allem die Besten und Liebenswürdigsten seien, die ihr Leben fürs Vaterland lassen müssten<sup>22</sup>. Der schmerzliche Verlust des Freundes veranlasste Zinßer zu einer paradoxen Beschwörung von Heilsgewissheit:

*Und nun ist er uns entrissen! – Noch in seinem letzten Brief schreibt er: „Wir wollen einst, wenn Gott es will, ein dankbares Wiedersehen feiern in unserer lieben, schönen Heimat.“ Und nun sollen wir ihn nimmer sehen! Nie wieder!? Liebe Freunde, jedesmal, wenn eine neue Todesnachricht von solch tüchtigen, guten Menschen zu uns dringt, dann muß uns doch unser Glauben an ein Leben nach dem Tod und an ein Wiedersehen zur unbedingten Gewißheit werden. Denn das können wir doch niemals annehmen und glauben, daß unser Gott*

20 Ebd., S. 11 f.

21 Vgl. Anne Lipp: Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung (1914-1918). Göttingen 2003, S. 150-156.

22 Vgl. Zeitung der Kriegspromotion Schöntal/Urach 1914/1918, Nr. 3, November 1918, hs., in: LKAS C9/337, darin: Zinßer: Unserem lieben Freunde Braun zum Gedächtnis!, S. 2.



*gerade die Besten aus diesem Leben abrufte, um sie zu vertilgen, sie einem ewigen Tode preiszugeben. Nein! Vielmehr sind sie es, die vor uns gewürdigt werden, in ein neues, besseres Leben einzutreten. Und das ist unser starker Trost: Unser gefallener Freund ist nicht tot, sondern er lebt. Er war zu gut für diese Welt. Hier hat er seine Lebensaufgabe erfüllt und sie besiegelt mit dem schönsten Tod, dem Tod für's Vaterland. Dort wird er ein neues, herrliches Wirkungsfeld erhalten haben als Lohn für seine Treue<sup>23</sup>.*

Sinngebungsversuche wie diese bewegen sich in den gängigen sprachlichen und gedanklichen Bahnen. Bei aller Klischee- und Formelhaftigkeit darf nicht übersehen werden, dass sie doch Ausdruck wahrhaft empfundener Trauer und individueller Bewältigungsversuche sind. Kriegskritische Äußerungen kommen darin freilich nicht vor. Im Gegenteil: *Offiziell* wurden Kriegserleben und Heldentod auch nahestehender Kameraden stets als vorbildlich dargestellt, so auch von Zinßer:

*Er [d. h. Braun] hat viel Schweres durchgemacht, und wenn ihn dann das Heimweh überfiel und ihn mutlos und kraftlos machen wollte, dann hat er mit allen Kräften dagegen angekämpft, hat sich gesagt: man muß Mann sein, muß Soldat sein! Und dieses „muß“ ist es, das ihn in meinen Augen zum Helden gemacht hat. Das ist kein Zwang von außen, das war sein tiefstes, innerstes Pflichtgefühl. So wurde sein Tod ein wahrer Opfertod. Er ist gestorben für uns! Und ihm treu verbunden sein heißt: wie er unsere Pflicht tun, dem Mißmut, der Verzagttheit und der Gleichgültigkeit unserer Zeit keinen Raum in unserem Herzen gönnen, unser Vaterland lieben, wie er, und wenn es sein muß, mutig für dasselbe in den Tod gehen. Wenn wir so treu bleiben, dann erfüllen wir auch seinen letzten Wunsch, dann gibt es einst ein dankbares Wiedersehen in unserer besseren Heimat<sup>24</sup>.*

Die kriegslegitimatorischen Phrasen der Lehrer, Politiker und Militärs wurden mit einer an kollektive Autosuggestion grenzenden Beharrlichkeit wiederholt. Aus psychoanalytischer Perspektive wird dabei ein die Grenze der Selbstverleugnung weit überschreitendes Über-Ich erkennbar.

In der Schöntaler Kriegszeitung „Fata Morgana!“ richtete am 14. März 1918 Ephorus Frasch einen schriftlichen Gruß an die „Krieger draußen“:

*Liebe Freunde!*

*Ich darf Euch wieder einmal einen kurzen Gruß senden und der Freude Ausdruck geben, daß die Fata Morgana trotz des Abrückens von Lang und Maier ins Feld doch weiterblüht. [...] Was Ihr über die uns entrissenen Freunde und*

23 Ebd., S. 2 f.

24 Ebd., S. 3 f.

*Kameraden in der F.M. schreibt, hat mich zum Teil tief bewegt. Wie ungenügend haben doch wir Lehrer oft die Einzelnen gekannt, kennen lernen können! Wie manchen, der sich freilich erst später entwickelt hat, auch wohl unterschätzt, falsch beurteilt, mißverstanden; wie manchmal hat auch der Schüler dem Lehrer eine stacheligere Seite zugekehrt, als es seinem Innern eigentlich entsprach – so bringt oft dieses Alter mit sich, oder sich fast absichtlich verschlossen. Aber schön wars im Grunde eben doch. Nach eurem Singen an den warmen Sommerabenden draußen habe ich oft Heimweh gehabt. Im nächsten Gemeindeblatt bekommt Ihr dann als Soldaten einen Gruß von mir.*

*Wißt Ihr, daß ich bei dieser Promotion das Turnen und die Jugendwehr habe?*

*In herzlicher Verbundenheit und mit besonderem Gruß an Euch Krieger draußen in entscheidungsschwerer Zeit*

*Euer getreuer K. Frasch<sup>25</sup>*

In diesen Zeilen erscheint der Krieg als ein solidarischer Zustand, der die alten Hierarchien des Zivillebens und die damit verbundene Entfremdung voneinander aufzuheben vermag. Wie ein väterlicher Freund wandte sich der Lehrer in unprätentiöser Sprache an die ehemaligen Seminaristen; die gemeinsame Vergangenheit wurde dabei pauschal verklärt. Mit den realen Gegebenheiten hatte die rhetorische Einebnung der gesellschaftlichen Verhältnisse wenig zu tun. Dass Frasch seine alten Schüler beglückt über die Beobachtung unterrichtete, sie erst unter den veränderten Umständen des Krieges richtig kennen gelernt zu haben, läuft den Befunden der kommunikationswissenschaftlichen Forschung diametral entgegen, wonach während des Krieges, als insbesondere die Soldaten einer massiven Meinungslenkung unterstanden, ein zwangloser Diskurs gerade nicht möglich war.

In derselben Zeitung äußerte sich Grenadier Pfahler im Geleitwort mit religiös konnotierter Nachdenklichkeit zum Osterfest 1918:

*Ostern wird ein stilles Fest werden in diesem Jahr. Nicht das Frühlingsfest wie einst. Ihr draußen werdet zum größten Teil überhaupt nichts davon merken. Und doch soll das Bild des Gewaltigen, der sein Werk mit dem Tod besiegelte und krönte, in unseren Herzen geschrieben stehen und uns hinüberhelfen über die schwerste Zeit, soll uns lehren, den Blick auf das Große nicht zu verlieren über dem täglichen Erschauen des Fürchterlichen<sup>26</sup>.*

25 Fata Morgana! Kriegszeitung der Seminarpromotion [Schöntal] 1912/1916, V. Ausgabe, Ostern 1918, masch., S. 60 f., in: LKAS, C9/337.

26 Ebd. S. 58 f.

Der Tod Jesu Christi erfuhr hier in zweifachem Sinne eine Instrumentalisierung: Erstens sollte im Vertrauen auf die dem Kreuzestod folgende Auferstehung Heilsgewissheit vermittelt werden, und zweitens wurde Jesu Tod implizit als beispielhaft dargestellt. Der Gedanke, das Leben werde durch den Tod fürs Vaterland geädelt, diente regelmäßig vorausblickenden wie nachträglichen Sinngebungsversuchen des Soldatentodes. Diese auch noch in den späten Kriegsjahren geübte Vermischung von religiösen mit nationalpolitischen Idealen war theologisch höchst problematisch. Karl Barth hatte bereits bei Kriegsbeginn festgestellt, dass „Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlicher Glaube in ein hoffnungsloses Durcheinander“<sup>27</sup> gefallen seien, blieb aber eine von wenigen Stimmen, die vernehmbar in diese Richtung sprachen<sup>28</sup>.

Eigentümlich widersprüchlich liest sich der ebenfalls in der Schöntaler Kriegszeitung abgedruckte Brief des jetzt als Offizier an der Front dienenden ehemaligen Seminaristen Walter Wenk an seine Mitschüler (1918). Anders als so viele in den Augusttagen des Jahres 1914 scheint Wenk im Jahre 1918 dem Abitur den Vorrang gegenüber dem Dienst fürs Vaterland einzuräumen. Seine Empfehlung an die Zurückgebliebenen, den eigenen Schulabschluss nicht unnötig den Erfordernissen des Krieges unterzuordnen, mag ehrlicher Ausdruck seiner persönlichen Prioritätenskala gewesen sein, doch kaum waren diese Gedanken mitgeteilt, wurden sie relativiert, fast zurückgenommen:

*Freilich, ein Opfer bringt Ihr dann nicht mehr, sondern Ihr habt einfach bis zu einem gewissen Grade den Vorteil benützt, den euch der Staat geboten hat. Und ich meine, das ist das Schönste an dieser großen Zeit, daß wir gelernt haben, Opfer zu bringen, und was für Opfer!<sup>29</sup>*

Die während der gesamten Kriegszeit beharrlich artikulierte Opferbereitschaft wirkt angelernt und bemüht. Dass sie das Ergebnis einer enormen Verdrängungsleistung war, zeigt sich auch darin, wie Wenk den soldatischen Kampf im Felde mit den relativ bescheidenen Beiträgen der zivilen Welt kontrastierte:

*Das bisschen Patriotismus, das man in Zivil treibt, das ist ja auch ganz schön und wenn einer den Krieg mit Stecknadeln an der Karte nachfährt, so sieht das im Anfang auch ganz interessant aus, aber im allgemeinen haben Eure Jugend-*

27 Zit. nach Mommsen (wie Anm. 12), S. 253.

28 Beistand erhielt Karl Barth von Ernst Troeltsch, der darauf verwies, dass hier „eine Spaltung und Spannung innerhalb des Göttlichen selbst“ erkennbar werde: „ein Göttliches im Geistesgehalte der Nation, für das wir kämpfen, töten und sterben, und ein Göttliches in der aller Welt überlegenen Gottgeborgenheit der Seele und in der Zusammenschmelzung aller Seelen zum Gottesreich des Friedens und der Liebe“, wobei das erstere an dem zweiten seine Grenze finde, zit. nach Mommsen (wie Anm. 12), S. 253.

29 Fata Morgana! Kriegszeitung der Seminarpromotion [Schöntal] 1912/1916, V. Ausgabe, Ostern 1918, masch., S. 63, in: LKAS, C9/337.

*wehrübungen oder das bischen Geld, das Ihr vielleicht zu irgend einem Zweck stiftet, keinen Wert. Der Staat hat auch nicht viel davon, wenn Ihr Euere „Germania“, was doch auch angeht, in „Hindenburg“ umtauf. Uebrigens können wir die Geldopfer, einen Teil der Krankenpflege u.s.w. ganz ruhig den Frauen und älteren Männern überlassen. Für junge Leute gibt es in erster Linie etwas anderes<sup>30</sup>.*

Erst im Dienst an der Waffe finde der junge Mann die angemessene Form, dem Vaterland zu dienen. Im Tonfall eines vordergründigen Moralismus konstatierte Wenk einen prinzipiellen sittlichen Vorsprung des Soldaten gegenüber dem Zivilisten<sup>31</sup>. Der zu Beginn des Briefes angedeutete Vorrang des Abiturs gegenüber dem Kriegsdienst verflüchtigte sich innerhalb weniger Zeilen und verkehrte sich schließlich ins Gegenteil. Dies ist ein sinnfälliges Beispiel dafür, dass der kriegsführende Staat seinen Anspruch auf den Einzelnen auch im erheblichen Widerspruch zu dessen persönlichen Interessen selbstverständlich und „lautlos“ durchzusetzen imstande war.

### Totengedenken nach Kriegsende

Im Frühjahr 1922 fand im Seminar Schöntal eine dem Gedächtnis der Toten gewidmete Feier statt, an der „wegen der Ungunst der Zeit von den Angehörigen der Gefallenen und von früheren Lehrern und Schülern des Seminars nur ganz wenige“ teilnahmen, doch „um so zahlreicher hatte sich die Schöntaler Gemeinde beider Konfessionen eingefunden“<sup>32</sup>.

Im großen Hörsaal des Seminars wurde eine Gedenktafel mit Theodor Körners Wort „Vergeßt die treuen Toten nicht!“ angebracht, und auch die von Ephorus Frasch nach einigen Gedicht- und Liedvorträgen gehaltene *Gedächtnis- und Weiherede* stand unter diesem Motto (*Reminiscere – Gedenke!*). Frasch, so liest man, *leitete von den hohen Gedanken der Passionszeit über zu der Erinnerung an die deutsche Passion des Weltkriegs*. Die Analogisierung des Leidens Jesu Christi mit dem kriegsbedingten Leiden des deutschen Volkes fügte sich in die in radikaler Einseitigkeit vorgenommene religiöse Interpretation des Krieges als unausweichlicher Kampf zwischen Gut und Böse. Dabei gehe es ihm, so der

30 Ebd.

31 Grundsätzliches zum Verhältnis zwischen „Front“ und „Heimat“, zwischen Kriegsteilnehmern und Zivilisten bei Lipp (wie Anm. 21), S. 239-306. – Die Feststellung, dass „Heimat“ als das „zivile Referenzsystem“ für die Soldaten von zentraler Bedeutung war, wird von Lipp ergänzt: „Neben die positive Konnotation trat im Laufe des Krieges eine kritische Wahrnehmung der gesellschaftlichen, später auch der wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen in Deutschland“ (ebd., S. 240). Diese Differenzierung – Heimat nicht nur als heile Gegenwart, sondern zunehmend als Gegen- und Feindbild – bestätigt sich in den Briefen der Seminaristen zumindest ansatzweise.

32 Beilage zum Schöntaler Gemeindeblatt April 1922: Zum Gedächtnis der im Weltkrieg gefallenen früheren Lehrer und Schüler des Seminars Schöntal (Exemplar: LKAS, C9/315).

Redner, nicht um *unfruchtbares Wühlen im Schmerz*, nicht um *Haß- und Rache-gedanken*, sondern um *das dankbare Gedenken der Treue und der Liebe*<sup>33</sup>. Nach Gruß- und Dankesworten an die Schulbehörde, an die Gäste und an diejenigen, die sich um das Zustandekommen der Gedenktafel verdient gemacht hatten, wurde schließlich der Gefallenen gedacht. Jede Promotion hatte erhebliche Verluste zu beklagen; am meisten die von 1910/12 mit 20 Gefallenen, was 44 Prozent des Jahrgangs entsprach.

Über die Rede berichtete die Gemeindeblatt-Beilage Folgendes:

*Besonders warm wurde des Idealismus unserer Kriegsfreiwilligen gedacht, die wir nicht nachträglich als törichte und unreife „Idealisten“ schelten oder verkleinern wollen: sie haben das große Wort als etwas Selbstverständliches betätigt: ‚das Leben ist der Güter höchstes nicht‘ und haben bewiesen durch das Opfer ihres Lebens, was es heißt, das Letzte einsetzen für die Sache – bloß um der Sache willen. Als Beispiel (statt vieler) wurden aus den letzten Feldpostbriefen des früheren Seminaristen L. an seine Eltern bezeichnende und tiefergreifende Stellen als Proben dafür vorgelesen, bis zu welcher Höhe innerlicher Reife manche der jungen Kämpfer unter der Wucht ihres Erlebens emporgewachsen – eine Höhe, vor der der Redner bekannte, oft mit einem Gefühl der Ehrfurcht gestanden zu haben. Unsere Schüler haben dem Seminar, aber auch der vielgeschmähten klassischen Bildung alle Ehre gemacht*<sup>34</sup>.

Jetzt musste sich das bildungsbürgerliche Establishment von der politischen Linken und all denen, die gegen den Krieg gewesen waren, die eigenen Parolen vorhalten lassen, denn der vielzitierte „Idealismus“ einer am klassischen Stoff geschulten Bildungselite war in Misskredit geraten. Mit einem Zitat aus Schillers „Braut von Messina“ aus dem Jahre 1803, wonach das Leben nicht das höchste Gut sei (4. Akt, letzter Auftritt), entgegnete Ephorus Frasch etwaigem Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Heldentods. Im Heroismus der Jugend fand er das klassische Bildungskonzept bestätigt. Der jugendlichen Opferbereitschaft sei nicht Unreife, sondern – wie Feldpost-Zitate belegen sollten – genau das Gegenteil, nämlich hohe „innerliche Reife“ zu bescheinigen.

Die fast trotzig vorgetragene Behauptung, das Sterben sei nicht umsonst gewesen, wurde an die Bedingung geknüpft, dass sich die Lebenden an den Toten ein Beispiel nehmen:

*Ist aber all dieses kostbare Blut nicht umsonst geflossen? Nein und abermal nein! Dann nicht, wenn ihre Treue, ihr Opfersinn in uns eingeht und uns der*

33 Ebd.

34 Ebd.

*Same einer neuen deutschen Zukunft wird. So wurde das „Reminiscere“, das Gedenken an die Toten, von selbst zu einem Appell an die Lebenden, an die jungen Schülerschlechter: Vergeßt die treuen Toten nicht! Vergeßt sie nicht in eurer Arbeit, in euren Versuchungen der Gegenwart und der Zukunft, in der niedrigen Stickluft des Alltäglichen und Gemeinen, die uns heute oft umgibt, in der Luft des Undanks und der feilen Gesinnung der Gegenwart. Das heilige Feuer des Erinnerns in der Brust hütend, gilt's von niemand sich den klaren Blick dafür verwirren zu lassen, was groß und echt ist, was es ist um Freiheit und Männerwürde<sup>35</sup>.*

Frasch nahm implizit auf die junge Weimarer Demokratie Bezug: Da war von *Stickluft des Alltäglichen und Gemeinen*, von *Versuchungen* und *Undank* die Rede. Der Redner bediente sich eines Vokabulars, das ihn in geistige Nähe zur „konservativen Revolution“ und deren elitär-bildungsbürgerlichen Attitüde rückte. Der Schlussteil der Rede findet sich wörtlich in der Gemeindeblatt-Beilage:

*Euch aber, euch Getreuen, flechten wir um die Stirn den Kranz in unverwelklicher Dankbarkeit. Ihr habt einst uns gehört und ihr gehört noch zu uns. Begleitet uns in den Kampf unseres Alltags, den Geistern der Helden gleich, die in den Tagen der Vorzeit über den irdischen Kämpfern in den Lüften mitstritten; leuchtet uns voran auf dem Weg der Pflicht, der Hingabe, des deutschen Gemeinsinns und helft uns so den Weg weisen zu einer neuen glücklichen Zukunft unseres deutschen Volkes!<sup>36</sup>*

Die Würdigung, die der Ephorus den Gefallenen in pathetischer und angestrengt um Adel bemühter Sprache zukommen ließ, trug beinahe apotheotische Züge.

Zu Beginn der Gefallenenfeier in Schöntal wurde Lyrik vorgetragen. Das von der schwäbischen Schriftstellerin Auguste Supper – kaisertreue Nationalistin und später überzeugte Nationalsozialistin – eigens für die Schöntaler Gefallenenfeier verfasste Gedicht wurde, wie Ephorus Frasch dem Manuskript hinzugefügt hatte, von einem Seminaristen rezitiert; mit seinem reichen Fundus an Formulierungen, die vom Sinngebungs-, aber auch Rechtfertigungsbedürfnis dieser Zeit zeugen, ist der Text symptomatischer Ausdruck der Befindlichkeit nach dem verlorenen Krieg.

35 Ebd.

36 Ebd.

*Allmählich geht des Lenzes Flügelrauschen  
Nun übers Land, der Bach im Tale schwillt.*

*[...]*

*Doch ob der Lenz uns vorwärts lockt ins Leben  
Wir schaun zurück, Euch innig zugewandt.  
Wir sehen um die fernen Hügel schweben  
Den Rauch von Eures heiligen Opfers Brand.  
Auch Ihr, Ihr lachtet nicht im jungen Lenze,  
Ihr Brüder, die nun lang der Rasen deckt.  
Ihr flochtet Euch in Frühlingstagen Kränze  
Und habt sie dann so bald vom Haupt gelegt.  
Was sollten Euch die blühenden Gewinde!  
Der Himmel brannte auf in grellem Rot  
Der fernen Schlacht Getöse kam im Winde  
Und durch die Nächte brauste Not und Tod.  
Da stand der Sinn nicht mehr nach Frühlingsblüten,  
Wenn blut'ger Lorbeer wuchs auf jedem Pfad.  
Deutschland, die heilige Heimat galts zu hüten,  
aus lichten Träumen wurde harte Tat.  
Bald leuchteten wie Rosen Eure Wunden.  
Das war der Sommer, der Euch aufgeblüht.  
Ein rauher Herbst hat dann in dunklen Stunden  
Viel junges Blut wie roten Wein versprüht.  
Und Winter wurde es zu früh im Jahre,  
Jäh brach er über Nacht für Euch herein.  
Noch deckte Euch kein erster Schnee die Haare  
Ihr glaubtet noch an langer Tage Schein.  
Was Wunder, wenn uns nun beim Lenzesahnen  
Nicht jubelhafte Freude nahen will!  
In Ehrfurcht grüßen wir heut Eure Namen  
Die stolze Trauer macht uns vor Euch still.  
Ihr habt vollendet, habt den Preis entrichtet!  
Wir scharren noch die Groschen aus dem Sand.  
Euch wird kein Glaube mehr im Keim vernichtet!  
Wir zittern noch um Volk und Vaterland.  
Was Ihr getan, was Ihr für uns erlitten,  
Für ew'ge Zeiten ragt es groß und klar!  
Wir aber schleppen noch mit müden Schritten  
Armselge Opfer nutzlos zum Altar.  
Heil Euch und Gruß und Dank, der niemals endet!  
Wenn nicht der Frühling unsrem Deutschland,  
Der unser schweres Winterelend wendet –  
Ihr, unsre Toten weiset ihm den Pfad.*



*O seid nicht laß<sup>37</sup>! Legt nocheinmal die Hände  
Mit uns ans Werk! Wir dürsten nach der Zeit,  
Da unser Volk sich nach der Sonne wende,  
nach starken Helfern aus der Ewigkeit.  
Dann ist das Blut zur heiligen Saat geworden,  
Die machtvoll aus den dunklen Schollen bricht,  
Und im geliebten Land dringt allerorten  
Der Geist der Besten, Euer Geist, ans Licht<sup>38</sup>.*

Den gesamten Text durchzieht eine mit dem kurzen Leben der Kriegsgefallenen korrespondierende Jahreszeitenmetaphorik. Inhaltlich steht das Bedürfnis im Vordergrund, den Tod so vieler junger Menschen durch nachträgliche Sinngebungsversuche vor sich und der Geschichte zu rechtfertigen, was angesichts der Niederlage besonders schwierig war. Mittels Poetisierung (und damit Ästhetisierung) des Kriegsgeschehens verstellte man den kritisch-reflektierenden Blick auf Sterben, Gräuelt und Leid. Dazu gehört auch, dass eine Schicksals- und sogar Handlungsgemeinschaft von Lebenden und Toten suggeriert wurde, die in dem Satz „Legt noch einmal die Hände mit ans Werk!“ so etwas wie ihren Kulminationspunkt findet.

### Fazit

Es lässt sich zusammenfassen: In der Zeitspanne von 1914 bis 1918 artikulierten die Schöntaler Seminaristen mentale Dispositionen und Reflexe in hoher Dichte. Sinngebungs- und Deutungsmuster teilen sich nicht nur in der Vermittlung von Inhalten, sondern auch in der Art und Weise mit, wie mit Sprache umgegangen wurde. Der offizielle Kriegsdiskurs bediente sich sprachlicher Formeln und Schablonen, mit deren Hilfe die öffentliche Verständigung über Kriegserfahrungen bewerkstelligt wurde. Die Interpretations- und Identifikationsangebote waren eindeutig und wurden zumindest *coram publico* nicht hinterfragt<sup>39</sup>. Besonders deutlich tritt dieser weitgehend entindividualisierte und entpersonalisierte Sprachgebrauch in den Briefen der Seminaristen zutage. Man befand sich in einem „Räderwerk der Meinungslenkung“<sup>40</sup>, das Äußerungen abseits der vorgezeichneten Linie kaum eine Chance ließ.

37 „Laß“ bedeutet nachlässig, fahrlässig.

38 Auguste Supper: Dem Gedächtnis der Gefallenen. Von der Dichterin eigens für die Gefallenenfeier des Seminars Schöntal [am 12. März 1922] geschaffen, vorgetragen von Seminarist Schmahl, hs., in: LKAS C9/315.

39 Zur Macht des offiziellen Kriegsdiskurses bzw. zur Ohnmacht der potenziellen „Gegenöffentlichkeit“ vgl. Lipp (wie Anm. 21), S. 17 ff.

40 Ebd., S. 15.

Dass in Schüleräußerungen eine hohe Quote sprachlicher und inhaltstragender Elemente festzustellen ist, die auch in den Verlautbarungen der Lehrer zu finden sind, weist auf eine intensive Rezeption von Grundauffassungen, Wertemustern, Argumentationsstrukturen und Assoziationsräumen hin. Im Wechsel zwischen der Schüler- und der Lehrerperspektive manifestiert sich die erfahrungsgeschichtlich fundierte These, wonach das soziokulturelle Milieu ein bestimmtes Arsenal sprachlicher und gedanklicher Muster bereitstellte, das sich bei Bedarf aktualisieren ließ.

Die Vorstellung von einer kollektiven *Kriegsbegeisterung* aller Deutschen im Jahre 1914 ist von der Forschung längst zurückgewiesen worden<sup>41</sup>. Dennoch: Viele höhere Schüler, auch die Seminaristen in Schöntal, begeisterten sich an der Vorstellung, eine den Kämpfern von 1813 ebenbürtige geschichtliche Bedeutung erlangen zu können. Militärisches war in Alltagsleben und Erziehung ohnehin seit langem hoch geschätzt; vor dem Hintergrund einer über 40-jährigen Friedenszeit, in der das kollektive Gedächtnis an die Schrecken des Krieges bereits nachgelassen hatte, entstand bei vielen Jugendlichen ein hoch attraktives Bild von diesem. Darüber hinaus versprach der Krieg Befreiung von der faden Alltäglichkeit, der Normalität und Monotonie der Friedenszeit. Nicht nur Vertretern des „soldatischen Nationalismus“, sondern auch Intellektuellen galt er als ein sittliches Heilmittel<sup>42</sup>.

Die *Mythisierung von Krieg und Kriegserfahrung* speiste sich aus dem Bedürfnis, den Schrecken umzudeuten, zu irrationalisieren, zu ignorieren. Da die Macht des rationalen Diskurses im Krieg gebrochen war, kam der Fähigkeit, Einfluss auf die *Gefühle* der Menschen zu gewinnen, entscheidende Bedeutung zu. Nationale Feindbilder waren im Ersten Weltkrieg weit verbreitet, boten sie doch mithilfe alter und neuer Klischees Projektionsflächen für Ängste, Bedrohungsgefühle und Angriffslust. Wenngleich sich in den vorgefundenen Schöntaler Quellen Feindbilder nicht *explizit* nachweisen lassen, ist doch anzunehmen, dass

41 Vgl. ebd., S. 11 f.: Auf neuere Forschungsergebnisse Bezug nehmend, empfiehlt *Lipp* statt von euphorischer Kriegsbegeisterung von „selbstverständliche[r] Kriegs- und Verteidigungsbereitschaft“ zu sprechen. – Vgl. Jeffrey *Verhey*: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft. Aus dem Englischen von Jürgen Bauer und Edith Nerke. Hamburg 2000, S. 106 ff. – *Verheys* Studie, bereits 1991 als amerikanische Dissertation veröffentlicht, hat sich geradezu als „Standardwerk“ für eine differenzierte Betrachtung des sogenannten „Augusterlebnisses“ etabliert. *Verhey* konstatiert eine hochgradige Gefühlsaufwallung bereits in den Julitagen. Diese in Bildern und Presseberichten eingefangenen Stimmungen seien zusammen mit den öffentlichen Bekundungen bei Kriegsbeginn einseitig als Kriegsbegeisterung interpretiert worden – eine Deutung, die während des Krieges zunehmend zu Propagandazwecken eingesetzt worden sei. Tatsächlich, so *Verhey*, seien die Gefühle höchst unterschiedlicher Natur gewesen: Mit Blick auf die Juli- und Augusttage spricht er von Neugier (ebd., S. 130 ff.) bis hin zu Anspannung (ebd., S. 107 f.), Trauer (ebd., S. 137 f.), Niedergeschlagenheit (ebd., S. 107 f.) und Panik bzw. Depression (ebd., S. 155 ff.).

42 Vgl. Gunther *Mai*: Das Ende des Kaiserreichs. Politik und Kriegsführung im Ersten Weltkrieg. München 21993. S. 14-17.

es sie gab<sup>43</sup>. Eher indirekt finden sich allerdings *innergesellschaftliche* Feindbilder, die freilich nicht „Feinden“ galten, sondern vielmehr Projektionsflächen für Kritik (z. B. an der Haltung der Daheimgebliebenen) darstellten.

Der Krieg als politisch-gesellschaftliche Extremsituation führte zu einem erhöhten Bedarf an *religiösen Deutungen*, ließen sich doch Ängste, Leid- und Verlust-erlebnisse durch Transzendenzerfahrungen und Jenseitshoffnungen am ehesten bewältigen. Seminarlehrer und Seminaristen verfügten über einen weit überdurchschnittlichen biblisch-theologischen Wissensvorrat, der während des Krieges eine Aktualisierung in Symbolik, Metaphorik und Allegorik insbesondere sprachlicher Äußerungen erfuhr, denn „wo kulturelle Normalität keine Evidenz mehr beanspruchen kann, sind Rückgriffe auf transzendente Interpretationen der Welt, auf religiöse Verhaltensmuster, Rituale und Symbole unverzichtbar“<sup>44</sup>. Kriegserfahrung wurde mithin zu religiöser Erfahrung.

Die persönliche Todesbereitschaft der Freiwilligen fand ihre Fortsetzung im *Heldengedenken*. Beide Haltungen waren hinsichtlich ihrer Sinndeutungsversuche wesensverwandt; hier wie dort ging es um eine Mythisierung des Todes. In den vorgefundenen Quellen wurde der Heldentod als heiliger Dienst am Vaterland verklärt und als Krönung eines sinnerfüllten Lebens bezeichnet. Im Gedenken an diejenigen, deren „Opferdienst“ bereits vollzogen war, drückte sich die Überzeugung aus, dass in ihrem Sterben hoher Sinn liege. Nie fiel ein Wort, das die Tragik eines kurzen, von Illusionen bestimmten Lebensweges bekannt hätte. An der Art und Weise, wie der Gefallenen auch nach der Kriegsniederlage gedacht wurde, lässt sich die Beharrungskraft nationalistischer und militaristischer Wertvorstellungen ablesen. Erinnerungsveranstaltungen und Erinnerungsstätten hatten im Wesentlichen *einen* Zweck: Darzutun, dass das Sterben sich gelohnt habe, und dass der uneigennützig Dienst der Gefallenen heute und in Zukunft zur Nacheiferung verpflichte. Die Botschaft der nach 1918 gestifteten Denkmale – seien sie aus Stein gehauen oder in Gedichtform verfasst – lautete: Die von den Toten verkörperte vorbildliche Haltung verlöre ihren Sinn, würden sich die Überlebenden nicht mit ihnen in Einklang befinden<sup>45</sup>.

43 Vgl. hierzu ferner Michael *Trauthig*: Wider „jene satanisch beeinflusste Mentalität“: Das Bild der Weltkriegs-Feinde in der evangelischen Publizistik Württembergs zur Zeit der Weimarer Republik. In: Gerhard *Hirschfeld* / Gerd *Krumeich* / Dieter *Langewiesche* / Hans-Peter *Ullmann* (Hg.): *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*. Essen 1997, S. 371-387.

44 Andreas *Holzem* / Christoph *Holzapfel*: Kriegserfahrung als Forschungsproblem. Der Erste Weltkrieg in der religiösen Erfahrung von Katholiken. In: Andreas *Holzem*: *Krieg und Religion. Zur Einführung*. In: *Theologische Quartalschrift*, Heft 4 (2002). S. 284 f.

45 Vgl. Reinhart *Koselleck*: *Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden*. In: Odo *Marquart* / Karlheinz *Stierle* (Hg.): *Identität*. München 1979, S. 262.

Von einer kritischen oder gar gegnerischen Einstellung zum Krieg kann innerhalb des untersuchten Personenkreises zwar keine Rede sein, doch gibt es einige diskrete Belege für *Negativwahrnehmungen des Krieges*, die Beachtung verdienen – etwa, wenn der Krieg als „furchtbar“ und „schrecklich“ apostrophiert wird. Da diese Bezeichnungen stets in steriler Formelhaftigkeit verwendet wurden, boten sie freilich kaum Ansätze zu einer kriegskritischen Reflexion<sup>46</sup>. Insgesamt ist festzustellen, dass sich positive und negative Kriegsdeutungen keineswegs widersprechen mussten, sondern einander oft ergänzten: Wäre der Krieg nicht als „furchtbar“ und „schrecklich“ empfunden und bezeichnet worden, hätte man ihm auch keine einigende, erhebende oder gar karthartische Wirkung zuschreiben können.

Im *Umgang mit der Niederlage* zeigt sich, wie resistent und überlebensfähig mentale Dispositionen trotz größter politischer, gesellschaftlicher und militärischer Einschnitte sein können. Besonders deutlich wird dies in der Art und Weise, wie nach dem Krieg Reden gehalten und Feiern begangen wurden. Die Überlagerung politischer und gesellschaftlicher Diskontinuitäten durch mentale Kontinuitäten bestätigt – bei aller berechtigten Kritik im Einzelnen – eindrucksvoll Fernand Braudels Mentalitätskonzept der *longue durée*. Danach ist Mentalität das, was sich in der Geschichte am langsamsten ändert<sup>47</sup>.

Und doch: Mentalitäten sind weder immun gegen „geschichtliche Belehrung“ noch erheben sie Ewigkeitsanspruch. So hat spätestens die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs nicht nur der kriegsteilnehmenden Generation, sondern auch den Nachgeborenen jedwede Voraussetzung für eine euphemistische oder gar euphorische Haltung zum Krieg genommen.

46 Vgl. Stephan Fuchs: „Vom Segen des Krieges“. Katholische Gebildete im Ersten Weltkrieg. Eine Studie zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus. Stuttgart 2004, S. 265 ff. – Ähnliches stellt Fuchs für katholische Akademiker fest, wenngleich er in den Publikationen der katholischen Akademikerverbände durchaus auch (leise) Kritik am Krieg und am Nationalismus nachweisen konnte.

47 Vgl. Jacques Le Goff: Eine mehrdeutige Geschichte. In: Ulrich Raulff (Hg): Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Berlin 1987, S. 23.